

„Bin imstande mein Schicksal zu tragen“

Ein unbekannter Bericht einer „Bühler Schwester“ über das KZ Ravensbrück und über ihren Weg hinein und hinaus

Johannes Werner

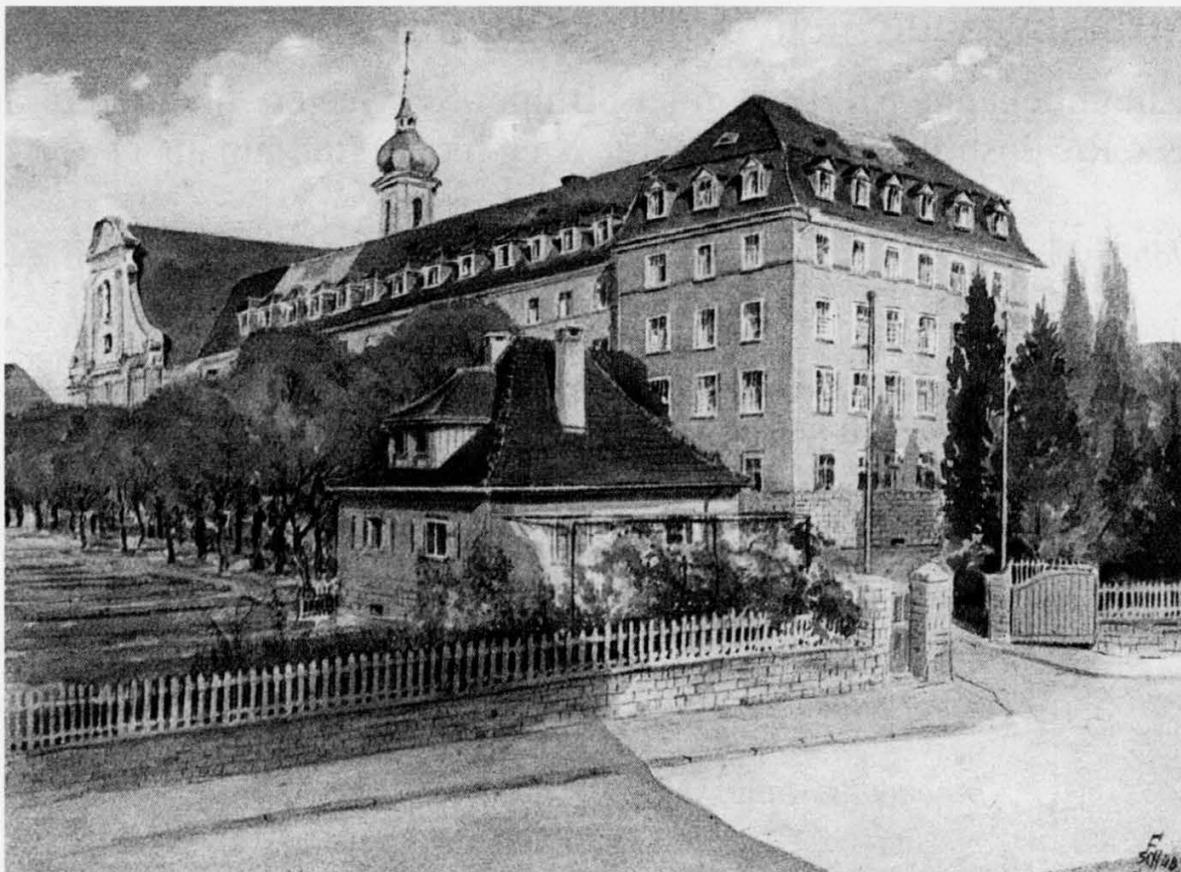
Kein Menschenherz ist je in eine so dunkle Nacht eingegangen wie der Gottmensch in Gethsemani und auf Golgotha. In das unergründliche Geheimnis der Gottverlassenheit des sterbenden Gottmenschen vermag kein forschender Menscheng Geist einzudringen. Aber Jesus kann auserwählten Seelen etwas von dieser äußersten Bitterkeit zu kosten geben. Es sind seine treuesten Freunde, denen er es als letzte Probe ihrer Liebe zumutet.

Edith Stein (Schwester Teresia Benedicta a Cruce), Kreuzeswissenschaft; infolge der Deportation nach Auschwitz abgebrochenes Manuskript

Man kann es kaum noch glauben, dass dies einmal möglich war: dass es damals, unter Hitler, jeden treffen konnte, jederzeit, und ohne jeden Grund. Und besonders schnell traf es die, die den Herrschenden ohnehin ein Dorn im Auge waren; nämlich die, die sich, statt dem neuen Staat, der Kirche widmen und weihen wollten. Niemand wird je wissen, wie viele von ihnen ihr Leben lassen mussten; ihre Zahl geht in die Tausende. Allein ins KZ Dachau wurden, allein aus der Erzdiözese Freiburg, 21 Priester eingewiesen, von denen 16 überlebten. Aber ihnen, den Geretteten, hatte es oft die Sprache verschlagen; zu sagen, was sie erlebt und erlitten hatten, war gewiss nicht leicht, und wer wollte es hören? So nahmen sie ihre Erinnerungen mit ins Grab. Um so wertvoller sind die, die sich erhalten haben – wie die einer im Kinzigtal geborenen, in Bühl eingetretenen und eingekleideten Ordensschwester, die als Schutzhäftling Nr. 25150 im KZ Ravensbrück gefangen saß; Erinnerungen, die in dieser Form bisher unbekannt waren und in ihr hier zum ersten Mal bekannt gemacht werden.

Das Leben davor

Margarete Armbruster wurde, als siebtes von zehn Kindern einer bäuerlichen Familie, am 27. Dezember 1914 in Kaltbrunn bei Schenkenzell geboren. Einem Menschen, der in dieser Zeit und in dieser Schicht aufwuchs, und vor allem einem Mädchen standen nur wenige Wege offen; das Ordensleben war einer von ihnen.¹ Irgendwann wurde Margarete Armbruster



Das Mutterhaus Maria-Hilf in Bühl (Aquarell 1948)



Schwester Felixina, aufgenommen am 17. Juni 1995

Am 10.8.43 wurde ich verhaftet. Der Grund, warum ich vorgeladen wurde, war ein Spaß, den ich ein viertel Jahr vorher gemacht hatte. Zwei Frauen sprachen mir von ihrer großen Angst vor den Russen, wenn sie in unser Land kämen. Um sie rasch zu beruhigen, sagte ich: "Ihr braucht vor den Russen keine Angst zu haben, Baden wird französisch. Meine Oberin begleitete mich auf die Gestapo, wo wir dann einzeln verhört wurden. Ich gab zu, was ich gesagt und in welchem Sinn. Man versuchte auch die Kapuziner, die die Pfarrei hatten, hineinzubringen, indem der Beamte mir das Geständnis abpressen wollte, ich hätte dies bei den Patres am Auslandsender gehört. Ein zweites Verhör folgte am nächsten Tage, dann keines mehr. An diesem Tage mußte ich das Ordenskleid mit dem Sträflingsanzug vertauschen. Die ersten 6 Wochen war ich in Einzelhaft, dann mußte ich 10 Wochen die Zelle leider mit einer Frau teilen. Hier schon begannen die qualvollen Tage der Entbehrung jedes religiösen Trostes, indem der Gefängnisgehilfliche mich nicht besuchen durfte, und es war mir nicht erlaubt, am Gefangenengottesdienst teilzunehmen. Eine Mitschwester durfte mich nicht besuchen, dagegen die Angehörigen. Hier und im KZ lernte ich das Psalmwort: "An den Flüssen Babels saßen wir und weinten, wenn wir dein gedachten, Sion," in seiner ganzen Tiefe und Schwere verstehen. Mein Bruder, der schon am dritten Tage vor meiner Gefängniszelle stand, erinnerte mich an

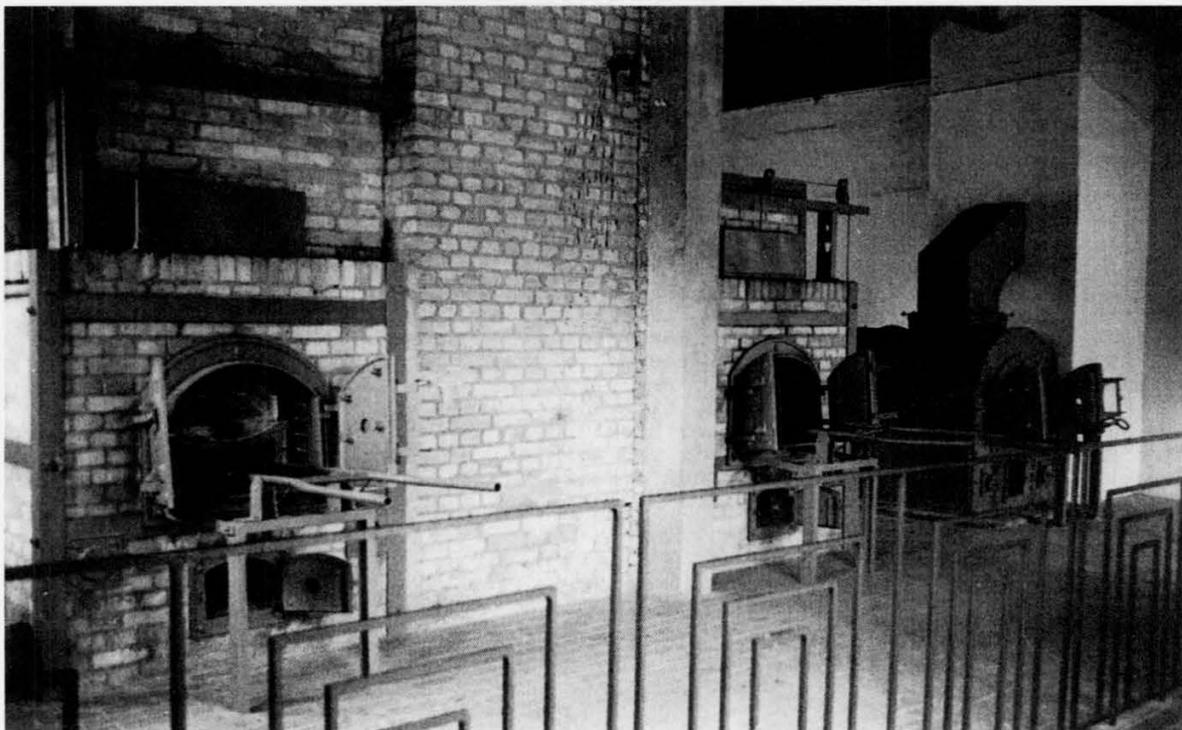
Das Original der Niederschrift, erste Seite

wohl aufmerksam auf die „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ (wie sie sich damals nannten). Diese 1849 in Niederbronn im Elsass gegründete Kongregation hatte inzwischen auch in Baden festen Fuß gefasst und von 1923 an in Bühl ein großes Kloster gebaut, das zugleich als Mutterhaus der neu errichteten badisch-hessischen Provinz fungierte.² Nachdem Margarete Armbruster am alten St.-Vincentius-Krankenhaus in Karlsruhe, das von solchen Schwestern geleitet wurde, zur Krankenpflegerin ausgebildet worden war, trat sie am 12. Oktober 1936 selber in deren Kloster ein; am 18. März 1937 erhielt sie das Ordenskleid, und am 19. März 1938 legte sie, jetzt als Schwester Felixina, als eine von 27 Novizinnen ihre ersten, zeitlichen Gelübde ab. In diesem Jahr umfasste die Provinz 1.670 Schwestern in 158 Häusern.

Dann kam sie nach Karlsruhe, in die Pfarrkuratie St. Franziskus im Stadtteil Dammerstock-Weiherfeld, die von Kapuzinern betreut wurde und in der eine kleine Niederlassung von vier Bühler Schwestern, Krankenpflegerinnen und Kindergärtnerinnen, bestand. Und dann geschah's.

Der Bericht

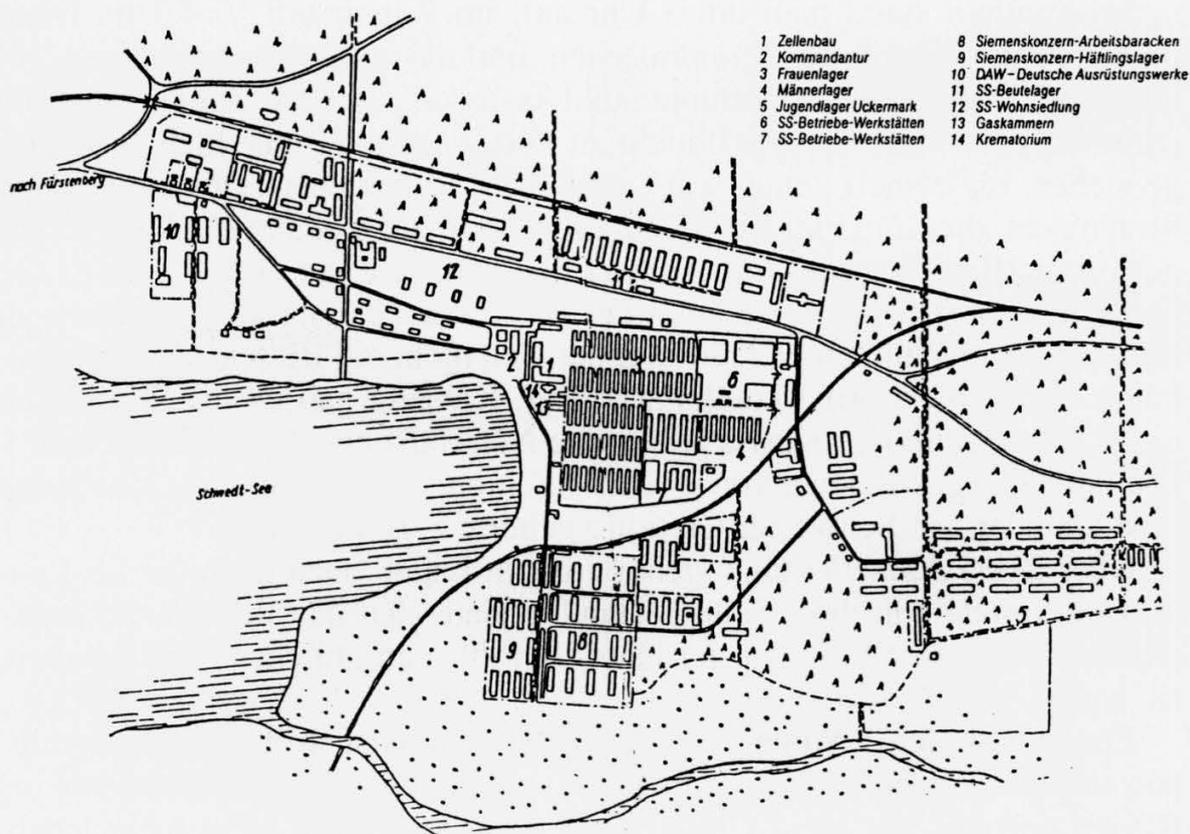
Am 10.8.43 wurde ich verhaftet. Der Grund, warum ich vorgeladen wurde, war ein Spaß, den ich ein Vierteljahr vorher gemacht hatte. Zwei Frauen sprachen mir von ihrer großen Angst vor den Russen, wenn sie in unser Land kämen. Um sie rasch zu beruhigen, sagte ich: „Ihr braucht vor den Russen keine Angst zu haben, Baden wird französisch.“ Meine Oberin begleitete mich auf die Gestapo, wo wir dann einzeln verhört wurden. Ich gab zu, was ich gesagt und in welchem Sinn. Man versuchte auch die



Das Krematorium im KZ Ravensbrück

Kapuziner, die die Pfarrei hatten, hineinzubringen, indem der Beamte mir das Geständnis abpressen wollte, ich hätte dies bei den Patres am Auslandssender gehört. Ein zweites Verhör folgte am nächsten Tage, dann keines mehr. An diesem Tage musste ich das Ordenskleid mit dem Sträflingsanzug vertauschen. Die ersten 6 Wochen war ich in Einzelhaft, dann musste ich 10 Wochen die Zelle leider mit einer Frau teilen. Hier schon begannen die qualvollen Tage der Entbehrung jedes religiösen Trostes, indem der Gefängnisgeistliche mich nicht besuchen durfte, und es war mir nicht erlaubt, am Gefangenengottesdienst teilzunehmen. Eine Mitschwester durfte mich nicht besuchen, dagegen die Angehörigen. Hier und im KZ lernte ich das Psalmwort: „An den Flüssen Babels saßen wir und weinten, wenn wir dein gedachten, Sion“, in seiner ganzen Tiefe und Schwere verstehen. Mein Bruder, der schon am dritten Tage vor meiner Gefängniszelle stand, erinnerte mich an das schöne Wort, das unsere Mutter gesprochen: „Wenn unser Herrgott ein Kreuz auflegt, legt er gleich seine Hand darunter, dass es nicht zu schwer wird!“ Gegen Ende der Karlsruher Haft setzte mir der Beamte sehr stark zu, ich solle das Ordenskleid ausziehen und zu den NS-Schwestern übertreten, dann würde ich frei – andernfalls stehe mir das KZ offen.

Von Karlsruhe aus wurden wir dann 14 Tage von einem Gefängnis zum andern geschleppt, bis wir dann am 30. November '43 unser Ziel, das Konzentrationslager Ravensbrück bei Berlin, erreichten. Es ist dies ein großes



KZ Ravensbrück, Lageplan

Frauenlager mit 30–35.000 Häftlingen, im Anfang für Frauen im Allgemeinen, seit November '44 nur noch Kranken- und Vernichtungslager. 108.000 sind durch das Lager gegangen, wie die laufenden Nummern erweisen.³

Zwei Krematorien brannten Tag und Nacht, die reichten aber oft nicht aus, dann wurden die Leichen auf Autos geladen, im Wald auf Haufen geschichtet, mit leicht brennbaren Stoffen übergossen und angezündet. Einen Begriff von diesem Vernichtungssystem bekommt man vielleicht, wenn man hört, dass im April '45 von einem Internationalen Komitee aus dem naheliegenden Männerlager 12.000 Juden angefordert wurden – es waren aber keine 200 mehr da. Oft nahmen die Häftlinge den Aufsehern diese Arbeit ab, indem sie den Tod am Stacheldraht suchten, der mit Starkstrom geladen war. Wenn ein neuer Transport angekommen war, mussten alle: Frauen, Männer und Kinder vollständig entkleidet sich aufstellen, um dann zur Untersuchung an den Ärzten vorüberzuziehen, an manchen Tagen waren es 2.000. Neben diesen Untersuchungen waren die langen Appelle ein Schreck des Lagerlebens. Die übrigen Strafen waren zu grausig, als dass ich davon sprechen möchte. Ich bekam nie eine.

Im Sommer stand man um 3 Uhr auf, im Winter um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr. Dann hieß es: Zum Appell mit Strammstehen, und das ging oft stundenlang. Jeder Block hatte seine bestimmte Zahl Insassen, und die Zahlen mussten stimmen, eher war der Appell nicht zu Ende. Auf alle Fälle hieß es so lange stehen, bis es hell genug war, zur Arbeit auszuziehen. Oft gab es auch Strafstehen, drei und vier Stunden lang. Es war z. B. einem Häftling gelungen, zu entfliehen, als er auf Außenarbeit war, das war Grund genug, alle Lagerinsassen bei größter Kälte oder Hitze stundenlang strammstehen zu lassen. Es gab kaum einen Häftling, der sich nicht ein Blasen- oder Nierenleiden oder eine Darmerkrankung zuzog. Klosette gab es für Strafstehen nicht. Eine besondere Klasse waren die NN-Häftlinge (Nacht und Nebel). Die Angehörigen durften von ihrem Aufenthalt nichts wissen – also keine Post hin oder her. Schwester Grégoire gehörte z. B. zu diesen.⁴

Über 2.000 Aufseherinnen gehörten zum Lager, dazu noch die SS-Leute. Die Anrede von ihrer Seite bestand nur aus den hässlichsten Schimpfworten. Nur eine NS-Schwester hatte sich ihr menschliches Herz erhalten, sie wurde deshalb strafversetzt.

Zuerst hatte ich 3 Wochen schweren Außendienst: Kohlen-, Sandschippen und dergleichen. Dann kam ich als ehemalige Krankenschwester ins Revier, und das war mein Glück, sonst würde ich wohl nicht mehr leben. Ich war im Wöchnerinnensaal, und das war gut, da konnte ich doch meinem Beruf entsprechend wirken.⁵ Oh, wenn die SS geahnt hätte, wie viele Kinder ich getauft habe! Die Taufen wurden immer sehr heimlich gemacht. Einmal wagte ich es aber doch öffentlich. Da waren lauter Zuverlässige im Saal. Es wurde ein Adventskränzchen gewunden, sogar ein Lied gesungen, und dann wurde getauft. Fünf Seelen wurden diesmal für den Himmel gewonnen. Im Ganzen habe ich mehr als 500 Kinder getauft, viele Polenkinder. Einmal musste ich bei einer Geburt auch die Hebamme spielen, und es ging alles so glatt und schön. Da hatte ich doch eine Freude, dass Mutter und Kind so gar keinen Schaden erlitten hatten. Nun meinte die Mutter: „Schwester, das Kind muss Ihren Namen haben, weil Sie sich so mitfreuen.“ Aber Klein-Margaretchen teilte bald auch das Los der meisten Kinder. Sie mussten sterben, weil die Mütter ja nichts zu essen hatten. Wie bitter war es zu hören: „Schwester, schau, mein Kind ist krank“, und die Tränen fielen auf das Greisengesichtchen des halb verhungerten Säuglings. (Eine einzige von den vielen polnischen Frauen hatte ihr Kind nicht von ihrem Mann.)

Das Essen im Revier war doch etwas besser als sonst. Es gab da noch Suppe für die Patienten, für die Wöchnerinnen nach der Geburt allerdings nicht mehr. (War noch von der Suppe übriggeblieben, so nahmen die kommunistischen Pflegerinnen sie gewöhnlich für sich allein weg.)

Das Essen bestand sonst aus: Kaffee morgens, dazu die Tagesration an Brot, zuletzt vier dünne Scheibchen. Mittags gab es Gemüse: Dürrgemüse

oder Runkelrüben mit Kartoffeln in der Schale untermischt, nur in Wasser gekocht ($\frac{1}{2}$ Liter). Zuletzt gab es keine Kartoffeln mehr dazu. Abends nochmals Kaffee. Wer auf dieses Essen allein angewiesen war, konnte nicht durchhalten. Ich bekam jede Woche von zu Hause ein Paket, und die meisten kamen in meine Hände. Das half mir durch, und ich konnte auch meinen Sorgenkindern im Revier damit aufhelfen.

80–100 Häftlinge starben täglich an Hunger und Elend. Eine französische Röntgenschwester erkrankte durch die übliche Typhusimpfung an Typhus, so wenig Widerstandskraft hatte der Körper noch, und sie starb.⁶ Nur Arbeitsfähige durften leben! Und was sie sonst an den Menschen angerichtet! Bei allen deutschen Frauen, die von einem Ausländer schwanger waren, wurde abgetrieben, oft im 7. Monat noch. Das taten sie auch an einem jungen Mädchen aus gut katholischer Familie, das in einer Klosterschule aufgezogen worden war. Das Häftlingsleben war gar so schwer, so ließ sie sich dazu verleiten, sich in das Lusthaus eines Männerlagers zu melden, wo SS-Leute und auch Häftlinge verkehren. Den Häftlingen sind diese Freuden erlaubt, weil sie erfahrungsgemäß um 50 % leistungsfähiger würden nach solchen Nächten. Sie kam als Schwangere wieder zu uns zurück und es wurde im 7. Monat abgetrieben. Ich habe sie mit Mühe wieder hochgebracht, habe ihr ja von meinem Eigenen nachhelfen können. Ich habe ihr aber auch das Nötige gesagt.

Es wurden Versuche aller Art an den Häftlingen gemacht, vor allem Versuche der Sterilisation.⁷ Eine sehr gute Mitarbeiterin von mir, eine Caritasschwester, wurde im Herbst '44 entlassen,⁸ so hatte ich im letzten Halbjahr Gelegenheit, bei den Operierten und dadurch Zeuge dieser Schändlichkeiten zu sein. Hier wurde alles aufgewendet, sie nach der Operation durchzubringen; sie wurden richtig aufgepäppelt.

Vor allem wurden zu den Versuchen Idioten genommen und solche, die durch das Leben im KZ wahnsinnig geworden waren; es wurde aber auch bei den Gesunden nicht Halt gemacht, so wie auch Evakuierte aus Warschau ins Lager gebracht wurden und die gleiche Behandlung erfuhren wie jeder Häftling, darunter alle Kinder eines großen Waisenhauses und 71 Ordensschwestern.

Viele junge gesunde Polinnen vor allem haben sie zu Krüppeln operiert. Da wurden Knochen, Gelenke, Glieder abgetragen, alles nur zu Versuchen. Und die Methoden bei den Sterilisationsversuchen! Da wurden Einspritzungen in die Eileiter gemacht, jedenfalls mit einer stark ätzenden Säure, denn die Frauen bekamen einen sehr starken Ausfluss und so furchtbare Schmerzen, dass sie oft ohnmächtig wurden vor Schmerzen und auch starben. Ein Linderungsmittel wurde nicht gegeben. Einmal nur gelang es einer vornehmen Norwegerin, von einer NS-Schwester Tabletten zu erbetteln, die sie dann unter die Ärmsten verteilte. Man machte die Versuche auch an 10- und 12-jährigen Mädchen. Da es nicht gelang, in die Eileiter

hineinzukommen, wurden sie operativ sterilisiert und damit für ihre ganze Zukunft zu Idioten gemacht.⁹

Wir hatten auch manch schöne Stunde im Lager. Die Gleichgesinnten fanden sich rasch zusammen, und wenn Neue kamen, hatte man es rasch erspürt, wer in den Kreis aufgenommen werden konnte. Der Sonntagnachmittag war frei. Da gingen wir so manches Mal zu zweien oder dreien die Blockstraße entlang und beteten zusammen die Messe aus dem Schott. Den hatten wir uns organisiert, und er wurde als der kostbarste Schatz gehütet. Im Mai '45 machten wir sogar ein Maialtärenchen. Da waren die Russen aber schon im Lager.

Die ewigen Gelübde legte ich vor Schwester Grégoire, einer Oberin aus dem Elsass, ab, zwischen Stacheldraht und Baracke, gut und sicher hinter dem Block versteckt. Es war schwer, beinahe 2 Jahre keine hl. Messe, keine Sakramente. Ja, wenn man sein Gottvertrauen nicht gehabt hätte, man hätte wahnsinnig werden müssen. Ein Ideal musste man haben. Zu meinen persönlichen Schätzen gehörte eine gut gelungene Muttergottesmedaille, die ein Häftling mir aus einer Zahnbürste geschnitzt hatte (Nichte des Bischofs von Mainz). Solche Kostbarkeiten musste man freilich gut verstecken. Man wurde findig und schlau in solchen Dingen; denn immer wieder war gründliche Untersuchung vom Bettstroh bis zur Leibesuntersuchung.

Es kam die Zeit, wo von Westen die Amerikaner, von Osten die Russen Berlin zu nehmen suchten. Bei der Annäherung des Feindes wurden viele Häftlinge entlassen, um im Lager etwas aufzuräumen. Die Akten wurden alle verbrannt. Am 28.4.45 hieß es: „Das Lager wird in die Luft gesprengt, alles, was laufen kann, heraus, wir führen euch dem Amerikaner entgegen, damit wir nicht den Russen in die Hände fallen!“ Ich blieb freiwillig bei meinen Kranken zurück, und das war mein Glück. Wer sonst nicht gehen wollte, wurde aus dem Block herausgetrieben – mit Hunden und Schusswaffen. Verschiedene wurden dabei verletzt. Es ging dann der russischen Front entgegen. Die SS trieb die Häftlinge als Schutzwall vor sich her, suchte selbst Deckung hinter ihnen im feindlichen Feuer. Dann flohen sie und ließen die Frauen schutzlos vor dem Feind. Die nicht umkamen, wurden von den Russen vergewaltigt. Manche entkamen dann und suchten den Heimweg. Ich traf in Magdeburg eine von ihnen.

Im Lager waren wir noch 16.000 Häftlinge, jetzt zwei Tage ohne Aufsicht, aber auch ohne Licht und Wasser. Die aus dem Männerlager durchschnitten die Kabel, und so verlief alles ruhig, und alle blieben. Am 30.4. kamen die Russen ins Lager. Sie waren gut gegen uns, wirklich gut. Sie sorgten vor allem für Hygiene. Die Baracken waren bisher vollgepfropft gewesen. Die Betten dreistöckig übereinander, und mehrere zusammen lagen auf einem Strohsack. Das wurde jetzt anders. Wir saßen jetzt auch an den weißgedeckten Tischen, wo vorher die SS getafelt hatte, und das Essen war nun gut; Vorräte waren ja genug da. Die tschechische Ärztin, mit der

ich zusammengearbeitet hatte,¹⁰ stellte mich dem russischen Kommandanten vor als die einzige Deutsche, die gut gegen die Ausländer gewesen sei. Sie drang sehr in mich, ich sollte in ihre Heimat mitkommen, es solle mir dort gut gehen.

Die Angehörigen der andern Nationen wurden bald abgeholt, nur um die Deutschen bekümmerte sich niemand. Man hätte das Lager verlassen dürfen, doch es bestand keine Möglichkeit wegzukommen. Für uns im Revier gab es auch noch Arbeit. 800 Kranke vom Männerlager wurden zu uns verlegt. Es waren alle Ausländer. Ich pflegte in dieser Zeit eine Französin, die von einem russischen Chirurgen operiert worden war. Durch sie begann für mich nun die schöne Zeit – nach 1 1/2 Jahren bitterer Entbehrung am Dreifaltigkeitssonntag wieder eine hl. Messe und Kommunion. Das kam so: durch sie erfuhr ich, dass im Männerlager 5 französische Offiziere angekommen seien, darunter 2 Feldgeistliche. Von den beiden Geistlichen sprach keiner deutsch, so bekam ich die Generalabsolution. 3 Wochen konnte ich mich jetzt jeden Tag auf diese Stunde freuen. Die Russen durften es allerdings nicht wissen. Wenn ich einmal morgens nicht zur hl. Messe gehen konnte, durfte ich auch untermittags kommen, um die hl. Kommunion zu empfangen. Beim Abschied gab mir der eine französische Geistliche 300 M. für die Heimfahrt, das ich mit einer andern Ordensschwester teilte. Von Berlin aus fuhr ich mit einer Opersängerin in ihrem Auto nach Magdeburg. Dort hatte ich nicht gleich die Möglichkeit weiterzukommen. Bei Diakonissinnen machte ich Dauernachtwache und verdiente mir dabei noch Geld. Aber ich hatte hier nicht die Möglichkeit, eine Kirche zu besuchen, da hielt es mich nicht lange. Nach 16 Tagen ging die Reise weiter. Bei Meiningen kam ich an die Grenze des von den Russen besetzten Gebietes, und sie ließen niemand hinüber.

In einem christlichen Bauernhause in Wolfmannshausen fand ich Aufnahme und eine Heimat. Der Sohn war noch nicht aus der Gefangenschaft zurück, und er fehlte ihnen sehr bei der Feldarbeit. Da half ich nun tüchtig mit in Feld und Haus und gehörte ganz zur Familie, musste mich auch richtig herausfüttern lassen. Hier bin ich wieder Mensch geworden. 8 Wochen waren rasch vorüber. Da kam der Sohn heim, meine Hilfe war nun nicht mehr nötig, ich wollte nun den Versuch machen, heimlich über die Grenze zu gehen. Der Kaplan des Ortes erklärte sich bereit, mich zu führen. Der Abschied wurde uns allen schwer. Der Bauer segnete mich, wie es mein Vater immer getan, indem er mir mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirne machte. Dann ging er mitten in der Nacht mit mir auf den Friedhof an das Grab des gefallenen Sohnes, dass wir zusammen noch einmal ein Gebet für ihn verrichteten. Dann noch ein Gruß vor der Kirche, dem Helfer in jeder Not. Um Mitternacht klopfen wir im Pfarrhaus an – der gefährliche Gang sollte beginnen. Viele liegen erschossen der Grenze entlang.

Es glückte alles. Um 2 Uhr hatten wir das nächste Dorf erreicht, und ich war somit im Gebiet, wo ich ungehindert weiter konnte. Der Kaplan besorgte mir noch ein Auto, ehe wir uns trennten. Auf manchem Umweg, welche Richtung eben gerade das Auto hatte, auf dem ich mitfuhr, kam ich am 15.9. nach Eppelheim, wo meine Karlsruher Oberin jetzt stationiert war. Hier feierte ich wieder Einkleidung. Ich konnte mit reinem Gewissen mein Ordenskleid wieder anziehen. 2 Tage später konnte ich mich den Obern in Bühl vorstellen. Ein Soldat, der mit mir an der Grenze gewartet hatte, kam 8 Tage vor mir hinüber; er hatte mich schon im Provinzhaus angemeldet. Im neuen Vinzentiushaus in Karlsruhe war eine Schwester, deren Heimat in der Gegend war, wo ich damals festlag. Ihre Oberin fuhr nun gleich mit ihr weg, um mich über die Grenze zu holen. Sie kamen um einen Tag zu spät nach Wolfmannshausen.

Bald durfte ich in die Heimat, um die Eltern zu begrüßen.¹¹ Der Ortspfarrer stellte mich dem französischen Kommandanten vor. Zwei Tage später kam dieser selbst ins Elternhaus und forderte mich auf, der Nichte von de Gaulle, die ich im Lager gepflegt hatte,¹² einen Brief zu schreiben; er werde ihn weiterbesorgen. Da er hörte, dass einer meiner Brüder noch in französischer Gefangenschaft sei, hieß er uns ein Gesuch machen um seine baldige Freilassung und gab genau den Weg an, der einzuschlagen sei – dies Gesuch gehe sicher durch.

Bemerkungen über den Bericht

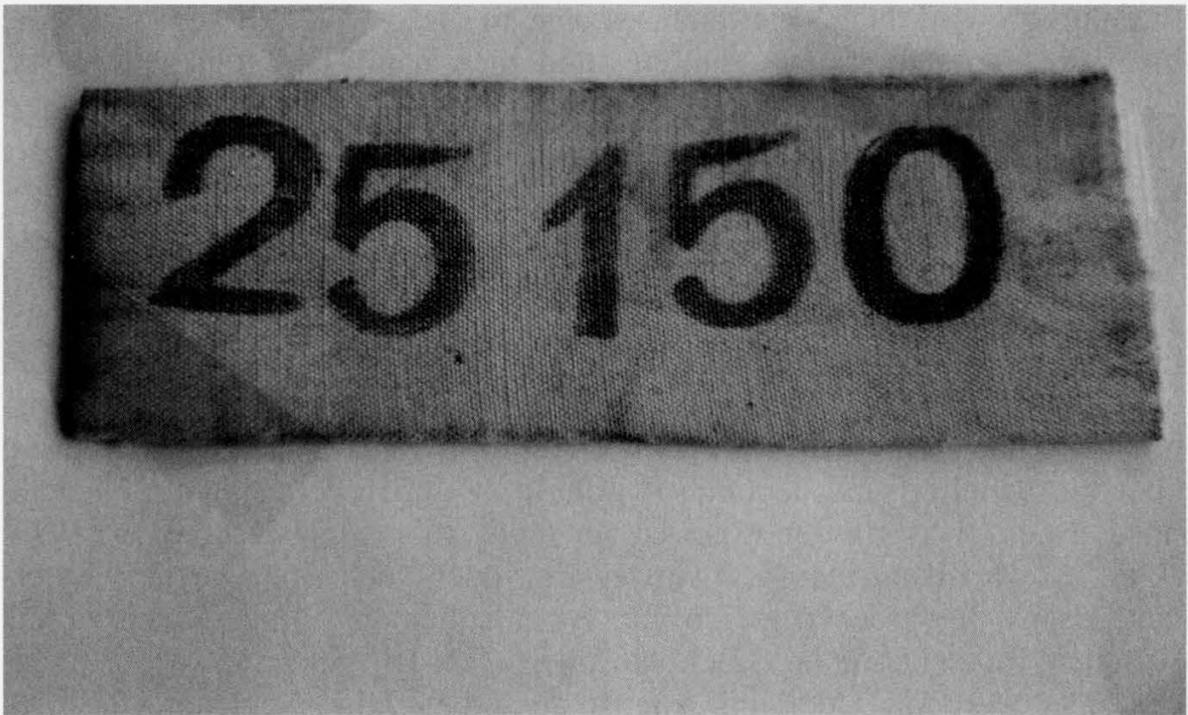
So also lautet der Bericht der Schwester Felixina, den sie, auf ausdrücklichen Wunsch des Erzbischöflichen Ordinariats, am 6. Oktober 1945 im Mutterhaus in Bühl niederschrieb oder niederschreiben ließ. Es ist, in Wortlaut und Satzbau, unverkennbar ihr eigener Bericht – ein Bericht, den der damalige Spiritual, Wilhelm Freischlag, dann aber überarbeitet, d. h. geordnet und geglättet, überformt und überhöht hat. In seiner Fassung und unter seinem Namen, wurde er dann vor allem den Mitschwestern bekannt gemacht;¹³ in der früheren, echteren erscheint er, wie gesagt, hier zum ersten Mal, mit allen seinen Brüchen und Schwächen. Korrigiert wurden nur Orthographie und Interpunktion, und auch sie nur an wenigen Stellen.

Mehr als auf die Form dieses Berichts, die freilich ein untrügliches Anzeichen seiner Authentizität ist, kommt es hier auf seinen Inhalt an. Zwar wird das, was er sagt, von vielen anderen, ähnlichen bestätigt; doch umgekehrt bestätigt er wieder sie. Und es wird – auch wenn es sich eigentlich verbietet, Vergleiche anzustellen – deutlich, dass unter allen entsetzlichen Orten im damaligen Deutschland das Revier in Ravensbrück einer der entsetzlichsten war; ein Ort, an dem gesunde Menschen krank gemacht, und an dem kranke nicht geheilt, sondern getötet wurden.

Deutlich wird auch, wie leicht es war, in diese Hölle zu kommen; eine hingeworfene Bemerkung genügte, und man hatte sein Leben verwirkt. Und wie schwer war es, ihr wieder zu entkommen, noch nachdem sich ihre Tore geöffnet hatten; und nach Hause zu kommen! Aber die Odyssee der Schwester Felixina endete zum Glück dort, wo sie begonnen hatte: bei ihren Mitschwestern und im Mutterhaus in Bühl.

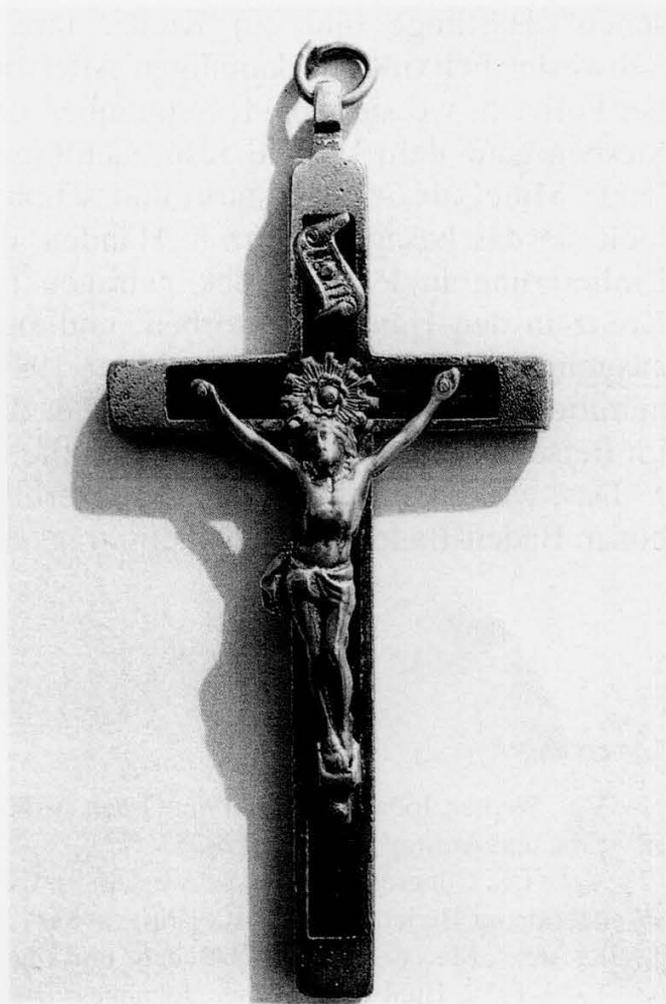
An Bühl hat Schwester Felixina unablässig gedacht – was auch aus den Briefen hervorgeht, die sie unter ihrem alten Namen, als Margarete Armbruster, nach Hause schreiben durfte.¹⁴ Sie durfte nicht viel und vor allem nichts Verhängliches schreiben, denn die „Postzensurstelle F.K.L. Ravensbrück“ schaute ihr, wie die entsprechenden Vermerke zeigen, gleichsam über die Schulter; und dennoch flocht sie zwischen die üblichen Floskeln manches ein, was nur der Adressat verstand. So schrieb sie im März 1944: „Der 18. wird wohl mein schwerster Tag, doch auch der gesegnetste werden. Da ist Versprechen gleich Tat. Es soll meinen Kursgenossen zugute kommen, ihnen herzliche Glückwünsche.“ (Am 18. März 1937 war sie eingekleidet worden.) Oder, im August desselben Jahres: „Schön, dass M. Gregoria und Felixina gemeinsam ihrem Beruf obliegen.“ (Von ihr selber ist die Rede, und von ihrer elsässischen Mitschwester, und verschlüsselt auch von deren Verbleib, von dem, da sie ein Nacht-und-Nebel-Häftling war, sonst ja niemand etwas wusste oder wissen durfte.) Oder, im März 1945: „Konnte mich so schwer entschließen, diesen Märzbrief zu schreiben. Ihr könnt es Euch denken warum. Muß also zum 2. Mal dies Opfer bringen. Kann mich aber trotzdem nicht von meinem hohen Ideal abbringen. Bin bei allem Wechsel und Wirren dieser Tage ruhig in Gott. Er weiß, was größer ist. Ob wir uns nochmals wiedersehen steht ebenso bei ihm. Fiat. Bitte nur um ein Gedenken am 18. März.“ Aber sie dachte durchaus nicht nur an sich; sie dankte für das, was man ihr, und offenbar reichlich, aus der Heimat zugeschickt hatte, und sie sorgte sich um die, von denen sie getrennt worden war. Und sie dachte an die Heimat selber, schöpfte Trost auch aus ihr und aus dem, was sie in ihr gelernt hatte; etwa wenn sie im November 1944 schrieb, es gehe ihr „wie einer Wettertanne an der Allmendhöhe, zerzaust, aber sie steht“; oder, in einem anderen Brief unter demselben Datum: „Wetterfest wird man nur im Sturm.“

Schwester Felixina hat sich von ihrem Ideal nicht abbringen lassen und hielt ihm, so gut sie konnte, auch in Ravensbrück die Treue – so wie viele andere Ordensfrauen, von denen sonst nur selten die Rede ist. Da war die erwähnte Schwester Marie-Grégoire aus derselben Kongregation; die ebenfalls erwähnte Schwester Marcelle, die sich unermüdlich um die Opfer der experimentierenden Mediziner kümmerte; eine russische Nonne, Mutter Marie, die mit ihren Leidensgenossinnen betete und „zur tiefsten Kontemplation gelangte“;¹⁵ Schwester Angela Maria vom Heiligsten Herzen Jesu, eine Trinitarierin, die 1940 nach Ravensbrück und 1942 nach Auschwitz



Stoffstreifen mit der Häftlingsnummer von Schwester Felixina

kam und 1944 in Auschwitz starb, nachdem sie sich da wie dort für die Kranken aufgeopfert hatte;¹⁶ Schwester Placida, eine Benediktinerin von der hl. Lioba aus dem Mutterhaus in Freiburg-Günterstal, die von 1943 bis 1945 in Ravensbrück inhaftiert war;¹⁷ Schwester Helena, eine Kreuzschwester aus Hegne, von 1942 bis 1943 in Ravensbrück;¹⁸ und Mutter Elisabeth von der Heiligen Eucharistie aus der Kongregation „Notre-Dame de la Compassion“, die im Juli 1944 nach Ravensbrück kam und noch am Karfreitag 1945 anstelle einer anderen Frau freiwillig in die Gaskammer ging.¹⁹ Da waren, ebenfalls in Ravensbrück, die Schwestern Tarsitia von den Ursulinen aus Schweidnitz; Eustochia von den Schwestern vom Hl. Geist in Koblenz; Ernestine, Fabiola und Epiphania von den Schulschwestern U.L. Frau; Leontia, Febronia und Theodora, Borromäerinnen aus Böhmen.²⁰ Da waren auch die französischen Nonnen, deren Kleider die Deutschen „unter Gelächter in den Schmutz“²¹ warfen; die 44 Franziskanerinnen und die 17 (oder mehr?) Magdalenerinnen aus Warschau, die im August 1944 ins Lager eingeliefert wurden,²² und diejenigen, oder vielleicht dieselben, die eine Augenzeugin im „fahlen Licht der Bogenlampen“²³ sah: „eine Gruppe dicht beieinander stehender Nonnen, die mit zögernden, unentschlossenen Bewegungen an ihren schwarzweißen Hauben zu nesteln begannen“²⁴. Ihre größte, wenn nicht sogar einzige Schuld lag darin, dass sie Ordensfrauen waren. (Dass die Orden „aufgelöst“²⁵ werden müssten, hatte Goebbels schon 1937 in seinem Tagebuch vermerkt.)



*Das Kreuz der
Schwester Marcelle*

Und Schwester Felixina? Sie war nur unvorsichtig, wollte nur helfen, beruhigen; die Frauen, die sich ihr anvertrauten, sollten nicht länger fürchten müssen, dass die Russen nach Baden kämen; und sie sollte recht behalten. Schwester Felixina überlebte, wie sie selber wusste, nur dank ihrer privilegierten Position²⁶ und dank der Lebensmittel, die sie aus der Heimat erhielt. Aber auch wenn ihr das physische Leiden weithin erspart blieb, dann doch nicht – ja um so weniger – das psychische; sie litt unter dem Leiden der anderen, das sie nicht lindern konnte.²⁷

Das Leben danach

Nach ihrer unverhofften Heimkehr arbeitete Schwester Felixina in Eppelheim bei Heidelberg, im hessischen Dieburg, wieder in Eppelheim, dann in Mannheim und in Jestetten im Landkreis Waldshut. Über ihre Erlebnisse in Ravensbrück sprach sie nur ungern, sagte aber, dass sie sie nicht missen wolle; und noch immer bewahrte sie den Stoffstreifen mit der Häftlingsnummer auf, den sie dort tragen musste, und den roten Winkel der „politi-

schen“ Häftlinge und ein Kreuz. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Schwester Felixina im damaligen Altersheim des Ordens, in Bermersbach bei Forbach, wo sie am 11. September 1995 starb. Weil sie noch in ihrem Sterben ganz dem Vorbild Jesu nachfolgen wollte, lehnte sie schmerzstillende Mittel ab. Als sie starb, und schon auf ihrem langen Krankenlager, hielt sie das besagte Kreuz in Händen, das Schwester Marcelle bei ihrer Einlieferung in Ravensbrück getragen hatte. Auch sie war mit diesem Kreuz in den Händen gestorben; und sie hatte es an Schwester Felixina ausgeliehen, als diese am 19. März 1944 vor Schwester Marie-Grégoire heimlich ihre ewigen Gelübde ablegte, die sie am 19. März 1946, wieder im Beisein von Marie-Grégoire, öffentlich erneuerte.²⁸

Das, was an Schwester Felixina sterblich war, liegt auf dem Stadtfriedhof in Baden-Baden. In Eppelheim trägt eine Straße ihren Namen.²⁹

Anmerkungen

- 1 Vgl. Werner, Johannes: Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen, in: *Erbe und Auftrag* 5/1991, 352–357.
- 2 Vgl.: Die Congregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heiland. 1849–1949. Ein bebildeter Bericht über ihr 100jähriges Werk, München o.J.; Freischlag, Wilhelm: Das Kloster „Maria Hilf“ Bühl-Baden und die Ordensprovinz Baden-Hessen. 1919. 1949–1959, Bühl o.J.; Werner, Johannes: Die „Bühler Schwestern“ im Lauf der Zeit, in: *Heimatbuch Landkreis Rastatt* 39 (2000), 86–96.
- 3 Vgl. insges.: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Bd. 6, Nürnberg 1947, 244–254 (Nachdr. München/Zürich 1984); Füllberg-Stolberg, Claus/Jung, Martina/Riebe, Renate/Scheitenberger, Martina (Hrsg.): *Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen, Ravensbrück, Bremen* 1994 (darin insbes.: Pawelke, Britta: Als Häftling geboren – Kinder in Ravensbrück, 157–165; Martin, Dunja: Menschenversuche im Krankenrevier des KZ Ravensbrück, 99–112; dies.: „Versuchskaninchen“ – Opfer medizinischer Experimente, 113–122; Schulz, Christa: Weibliche Häftlinge aus Ravensbrück in Bordellen der Männerkonzentrationslager, 135–146); Strebel, Bernhard: Ravensbrück – das zentrale Frauenkonzentrationslager, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager – Entwicklung und Struktur. Bd. 1, Göttingen* 1998, 215–258.
- 4 Schwester Marie-Grégoire (Marie-Therèse Herr) aus derselben Kongregation war wegen ihrer Mitwirkung im Widerstand verhaftet worden; nach ihrer glücklichen Rückkehr wurde sie vielfach ausgezeichnet und 1966 sogar zum „Chevalier de la Légion d’Honneur“ ernannt. – Frdl. Mitteilung aus dem Mutterhaus der „Congrégation des Sœurs du Très Saint Sauveur“ in Oberbronn, 31.1.04.
- 5 Zu dieser im Oktober oder November 1944 eingerichteten Station vgl.: Morrison, Jack G.: *Ravensbrück. Everyday Life in a Women’s Concentration Camp 1939–45*, Princeton 2000, 242; u.a. auch Bromberger, Barbara/Elling, Hanna/von Freyberg, Jutta/Krause-Schmitt, Ursula: *Schwestern, vergesst uns nicht. Frauen im Konzentrationslager:*

- Moringen, Lichtenburg, Ravensbrück. 1933–1945, Frankfurt a.M. 1988, 71–72; Buber-Neumann, Margarete: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Stuttgart/Herford 1985, 363; de Gaulle Anthonioz, Geneviève: Durch die Nacht. Zürich/Hamburg 1999, 38 f. – „Es gab Pflegerinnen, die sich jede Minute des Tages den Säuglingen widmeten, aber es half nichts, es fehlte eben an allem“ (Breur, Dunya: Ich lebe, weil du dich erinnerst. Frauen und Kinder in Ravensbrück, Berlin 1997, 75; vgl. insges. 75–82).
- 6 Wahrscheinlich Schwester Marcelle Daverez aus Besançon; sie starb am Allerheiligentag 1944. „Ich wand ihr ein Sträußchen aus Tuja und wir zogen ihr auch ein Hemd an, was sonst nicht üblich ist. Doch als wir später nachschauten, war sie genau so arm und bloß, wie alle andern Toten auf dem großen Haufen im Leichenkeller“ (Bericht von Schwester Felixina, zit. n. Kempner, Benedicta Maria: Nonnen unter dem Hakenkreuz. Leiden – Heldentum – Tod, Würzburg 1979, 103).
 - 7 Vgl. Klier, Freya: Die Kaninchen von Ravensbrück. Medizinische Versuche an Frauen in der NS-Zeit, München 1994.
 - 8 Wahrscheinlich Lucie Weimer Bub (vgl. Prégardier, Elisabeth/Mohr, Anne [Hrsg.]: Gesang aus dem Feuerofen. Frauen-KZ Ravensbrück 1939–1945. Autobiographische Berichte [= Zeugen der Zeitgeschichte, Bd. 6], Annweiler 2002, 73–80; bes. 79 f.); sie fuhr gleich nach ihrer Entlassung nach Kaltbrunn, um Nachrichten zu überbringen.
 - 9 Schwester Felixina bedient sich hier der in ihrer Zeit allgemein verwendeten, ihr unverdächtigen Ausdrucksweise.
 - 10 Wahrscheinlich Zdenka Nedvědová-Nejedlá, die ab September 1944 als Kinderärztin im Säuglingsblock arbeitete; vgl. Jacobeit, Sigrid (Hrsg.): Ravensbrückerinnen (= Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Bd. 4), o.O. 1995, 90–91.
 - 11 Hier liegt ein Versehen vor, denn die Eltern waren schon lange tot; überlebt hatten aber alle Geschwister bis auf einen Bruder, der nicht aus dem Krieg zurückkam.
 - 12 Vgl. de Gaulle Anthonioz, a.a.O., 62.
 - 13 An den Quellen des Erlösers 4/1952, 1–8; neuerdings nochmals in: Prégardier/Mohr, a.a.O., 83–96. – Nur ein Beispiel, eins von vielen: aus „Dann noch ein Gruß vor der Kirche, dem Helfer in jeder Not“ wurde „Dann liefen wir ins Dorf zurück, vorbei an der Kirche. Innig flehte ich zu dem im Tabernakel verborgenen Gott, dem Helfer in aller Not und jeglicher Gefahr, er möge mir für die unmittelbar bevorstehenden Stunden ein Heiland und ein Retter sein, wie er das in den vergangenen zwei Jahren so oft gewesen ist.“ – Inhaltlich geht die spätere Fassung über die frühere kaum hinaus; sie erwähnt noch die Transplantationen von Organen, die im Lager vorgenommen wurden, und erzählt etwas ausführlicher von dessen letzten Tagen, als schon das Rote Kreuz vor den Toren stand, um die Häftlinge in Sicherheit zu bringen, die dennoch weiterhin in die Gaskammern wanderten; doch darüber ist auch an anderer Stelle berichtet worden.
 - 14 Sie schickte ihre Briefe allerdings auf einen Umweg, damit im Heimatdorf niemand erfuhr, wo sie war, und auch die Antwortbriefe der Familie wurden anderswo zur Post gebracht. Die mit Bleistift geschriebenen, nur schwer lesbaren Originale befinden sich im Besitz der Familie; Abschriften (freilich fehlerhafte) im Archiv in Bühl. – Das Titelzitat stammt aus dem ersten Brief vom Januar 1944.
 - 15 de Gaulle Anthonioz, a.a.O., 24; wahrscheinlich Maria Kusmina-Karawajew.
 - 16 Vgl. Prégardier/Mohr, a.a.O., 27–37.
 - 17 Vgl. ebd., 51–71.
 - 18 Vgl.: Im Schnittpunkt des Kreuzes. Rosa Helena Vetter (1905–1995). Eine Ordensfrau erlebt Ravensbrück. Autobiografischer Bericht (= Zeugen der Zeitgeschichte, Bd.13), Annweiler 2003.

- 19 Jacobeit, a.a.O., 131–134.
- 20 Vgl.: Im Schnittpunkt des Kreuzes, a.a.O., 102–115.
- 21 Konzentrationslager Dokument F 321 für den Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. Hrsg. vom Französischen Büro des Informationsdienstes über Kriegsverbrechen, 17. (Neu-)Aufl., Frankfurt a.M. 2001, 61.
- 22 Kempner, a.a.O.
- 23 Vermehren, Isa: Reise durch den letzten Akt. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau: eine Frau berichtet, Reinbek 1998, 103.
- 24 ebd.; Isa Vermehren trat später selber bei den Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu ein.
- 25 Goebbels, Joseph: Tagebücher 1924–1945. Hrsg. von Ralf Georg Reuth. Bd. 3 (= 1935–1939), 2.Aufl., München/Zürich 1992, 1081.
- 26 Die im Revier beschäftigten, im Block 3 untergebrachten Häftlinge wurden, da sie gewisse Vorteile genossen, einerseits beneidet; andererseits aber auch bewundert, da sie sich, anders als die anderen Ärzte und Schwestern, mit wahrer Hingabe um die Kranken sorgten (vgl. Morrison, a.a.O., 242).
- 27 „Zwei Schwestern kannte ich, die hübsch waren, gütig und sehr traurig“ (Tillion, Germaine: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, Frankfurt a.M. 2001, 138; vgl. insges. 137–140); ob Felixina eine von ihnen war?
- 28 Prégardier, Elisabeth: In der Hölle den Glauben nicht verloren. Schwester Felixina Armbruster steht für viele andere christliche Frauen, die im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert waren, in: Konradsblatt 48/1995, 8.
- 29 Der Verfasser dankt Schwester Beata Maria, der Oberin der badisch-hessischen Provinz, und Schwester Eufrieda, der leiblichen Schwester von Felixina, für viele hilfreiche Hinweise; und nicht zuletzt Schwester Maria Huberta, der Archivarin (und früheren Ökonomin) der badisch-hessischen Provinz dafür, dass sie ihm diesen Bericht zugänglich gemacht hat – ihr, der er auch schon frühere Funde im Archiv in Bühl verdankt: Vgl. Werner, Johannes: „Es wütete eine höllische Macht über ganz Darmstadt“. Zwei unbekannte Berichte über die Brandnacht (11./12. September 1944), in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 59 (2001), 363–368; ders.: „Wir wussten weder ein noch aus“. Ein unbekannter Bericht über den Untergang von Pforzheim im Februar 1945, in: Pforzheimer Geschichtsblätter 11 (2003) (= Neue Beiträge zur Stadtgeschichte III), 229–231. – Auch die Bildvorlagen stammen aus dem Archiv in Bühl.